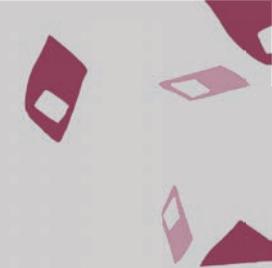
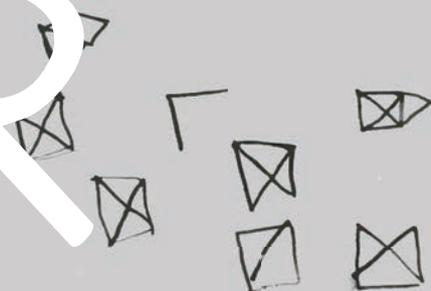




# KREUZ & QUER

LEBENSWEGE VON  
FRAUEN IN BRANDENBURG







# KREUZ & QUER

Lebenswege von  
Frauen in Brandenburg



Sehr geehrte Damen und Herren,

ein wichtiges Ziel unserer Gleichstellungspolitik ist es, Rollenbilder aufzubrechen und Vielfalt zu ermöglichen. Rollenzuschreibungen und Rollenerwartungen sind gleichstellungspolitisch besonders dann bedeutend, wenn sie sich negativ auf die Lebenschancen von Frauen auswirken.

So können gerade junge Frauen zunächst »rollenkonform« Entscheidungen treffen, die sich aber dann in ihrem weiteren Lebenslauf als nachteilig erweisen. Wir wissen, dass Mädchen heute das allgemeinbildende Schulsystem mit deutlich besseren Leistungen verlassen als Jungen und dass junge Frauen ihr Studium häufiger erfolgreich abschließen. Trotzdem machen weiterhin die Männer bei Karriere und Verdienst die größeren Sprünge. In der Wirtschaft und Politik, in Verbänden

und Kammern sind es meist Männer, die die Zügel der Macht fest in den Händen halten. Das wollen und das müssen wir ändern!

Frauen sind heute so gut qualifiziert wie nie zuvor. Aber viele arbeiten nicht nur ungewollt weniger, sondern sind auch von Lohnungleichheiten und fehlenden Karriereperspektiven stärker betroffen. Hier muss ein Umdenken in der Gesellschaft erfolgen.

Eine Ausstellung kann dieses Umdenken mit anstoßen. Deswegen freue ich mich, dass die Ausstellung »Kreuz & Quer – Lebenswege von Frauen in Brandenburg« anhand von zwölf spannenden Portraits beispielhaft zeigt, wie Frauen zu Positionen gelangt sind, in denen sie gestalten und ihre Ideen umsetzen können.

Uns geht es um moderne Rollenbilder, um das Aufbrechen festgefahrener Berufswahlentscheidungen und um die Gestaltung

beruflicher Karrieren für Frauen. Sie sollen das Leben leben, für das sie sich entschieden haben – frei von tradierten Geschlechterrollen, mit gleichen Chancen für Bildung und Teilhabe an gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen.

7 Trotz großer Erfolge in der Gleichstellungspolitik in den vergangenen Jahrzehnten ist der Einfluss von Rollenbildern auf die Lebenschancen von Frauen immer noch sehr groß. Daher begrüße ich die Ausstellung »Kreuz & Quer«, die Mädchen und Frauen ermutigen soll, ihre Lebensentwürfe frei von Zuschreibungen, Vorurteilen und Rollenerwartungen zu gestalten.

Ich unterstütze dieses vom Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Frauen und Familie geförderte Projekt gern und wünsche mir, dass besonders viele junge Frauen sich durch die Ausstellung »Kreuz &

Quer« inspirieren und begeistern lassen, selbst mutige Entscheidungen in ihrem Leben zu treffen und so »geschlechtstypische Rollen« zu durchbrechen.



Diana Golze

Ministerin für Arbeit, Soziales, Gesundheit,  
Frauen und Familie des Landes Brandenburg

Sehr geehrte Besucherinnen und Besucher der Ausstellung »Kreuz & Quer – Lebenswege von Frauen in Brandenburg«,

den eigenen Weg zu finden, ist eine ganz besondere Kunst, die es zu erlernen gilt. Das gilt für alle Geschlechter. So sang Heinz Rudolf Kunze: »Ich geh meine eigenen Wege, ein Ende ist nicht abzusehn. Eigene Wege sind schwer zu beschreiben, sie entstehen ja erst beim Gehn.«

Letzteres gilt aber im Besonderen für Frauen – auch in der heutigen Zeit noch. Frauen haben es oftmals schwerer, sich mit ihren Ideen und Idealen, Kompetenzen und Stärken in unserer Gesellschaft und im Berufsleben durchzusetzen und ihre ganz eigenen Wege zu beschreiten. Gesellschaftliche Erwartungshaltungen, Normen und Rollenbilder bilden nicht selten ein Korsett, das für die

eine Frau vielleicht passen mag, der anderen jedoch viel zu eng ist und ihr die Luft zum Atmen nimmt.

Es muss also jede Frau ganz individuell für sich selbst herausfinden, wie ihr persönlicher Lebensweg aussehen könnte und diesen gehen. Ohne Antrieb von außen und ohne sich zu verbiegen. Und manchmal auch kreuz und quer.

Ermutigung und Unterstützung gibt es von Menschen, die einen ähnlichen Weg gegangen sind. Nehmen wir die porträtierten Frauen dieser Ausstellung. Sie werden die eine oder andere Anekdote davon erzählen können, was in ihrem Leben gelang und gelingt und was nicht. Eines eint sie alle: sie gingen und gehen ihren eigenen Weg und machen damit allen Frauen Mut, es ihnen gleichzutun. Sie sind Vorbilder. Und dies dank der Ausstellung im wahrsten Sinne des Wortes.

Damit soll diese Ausstellung Mut machen, sich von Erwartungshaltungen anderer zu lösen und der eigenen inneren Stimme zu folgen. Es lohnt sich – für Sie selbst und für die Gesellschaft. Auch ich möchte Ihnen Mut machen, darüber nachzudenken, wie der Lebensweg für Sie ganz persönlich aussehen könnte und wünsche Ihnen, dass Sie viele Anregungen und Ideen aus dieser wunderbaren Ausstellung mitnehmen können. Vergessen Sie nicht: auch ein langer Weg beginnt mit dem ersten Schritt.

Ihre



Monika von der Lippe

Landesgleichstellungsbeauftragte





AMBIVALENZEN  
GEHÖREN DAZU.

# ANJA ENGEL

Anja Engel, Jahrgang 1984, wuchs in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt auf. Nach dem Abitur studierte sie Europäische Medienwissenschaft in Potsdam. Danach arbeitete sie selbstständig als Kulturmanagerin und gründete ein eigenes Unternehmen, das u. a. die Designstage Brandenburg umgesetzt hat. Seit September 2015 managt sie das Potsdamer Kunst- und Kreativhaus Rechenzentrum. Sie lebt in Potsdam, hat eine Tochter und ist in ihrer Freizeit Songwriterin und Sängerin. Ehrenamtlich hat sie das Kulturfestival LOCALIZE acht Jahre lang mitentwickelt und realisiert.

*Frau Engel, was ist Ihre Aufgabe als Kulturmanagerin des Kreativhauses?*

Ich kümmere mich um die Verwaltung und Vermietung der vielen ehemaligen Büroräume an Kreative, die dort ihre Ateliers, Studios und Werkstätten einrichten. Das Haus soll aber mehr sein als ein anonymes Bürohaus. Der Austausch der Mieter untereinander ist wichtig, aber auch zwischen dem Kreativhaus und der Stadt. Ziel ist ein »Haus mit Ausstrahlung«, in dem es Workshops, Konzerte, Ausstellungen neben den Büros und Ateliers gibt und das Anlässe für Begegnungen bietet. Als Kulturmanagerin verknüpfe und vermittele ich hier Menschen und Räume, Möglichkeiten und Grenzen, Kunst und Kreativität mit Verwaltung.

*Wollten Sie das schon als Schülerin werden?*

Nein, ich wollte zunächst Anwältin werden. Mir waren viele Zusammenhänge und Mög-

lichkeiten gar nicht so klar. Gute Schulnoten und Jura passten irgendwie zusammen, dachte auch meine Mutter. Als Schülerin war ich Klassensprecherin und später Jahrgangssprecherin, habe gern Dinge angeschoben und organisiert. Mit 16 wurde ich Sängerin einer Band – auch da ging es um Organisation und Vermittlung. Als ich über ein Studium nachdachte, hat mich meine Mutter darin bestärkt. Mein Vater war eher skeptisch. Ich war die erste in der Familie, die studieren wollte, und er wusste nicht so recht, was das bedeutet und wie man das finanziert. Was genau ich mit der Europäischen Medienwissenschaft machen wollte, wusste ich da noch nicht. Mich hat einfach die Verbindung von Kultur und Medien gereizt.

*Wie war der Einstieg ins Studium?*

Am Anfang fühlte ich mich, als hätte man mir den Boden unter den Füßen weggerissen:

Weg von der gewohnten schulischen Umgebung und meinen Leuten, rein in die Wohngemeinschaft und in die Hochschule. Anfangs fühlte ich mich von vielem Neuen, gerade im Studium, überfordert. Mir wurden dann erst Unterschiede – Vorbildung, Hintergrund der Eltern – bewusster, wie auch die Komplexität von eigentlich allem. Mein familiärer Hintergrund gab mir manchmal das Gefühl, dass es ganz viel aufzuholen gibt. Von meinen engeren Freundinnen erfuhr ich, dass es denen ähnlich ging. Ich lernte dann viele neue Leute kennen, sang in einer Potsdamer Band, machte eigene Sachen. Im Rückblick finde ich es toll, dass mich diese Erfahrung so durchgeschüttelt hat. Das Studium hat mir ganz neue Horizonte eröffnet.

*War es leicht, danach beruflich Fuß zu fassen?*

In einem späteren Semester meines Studiums wählte ich den Kurs »Formatentwicklung

eines Festivals«. Daraus ist 2008 LOCALIZE entstanden und ich merkte: Das ist es. LOCALIZE ist ein Festival für Stadt, Kunst und Kultur, das nicht genutzte Räume bespielt, wie etwa den Stadtkanal oder einen leer stehenden Bahnhof. Mit einer kleinen Gruppe habe ich das ehrenamtlich bis heute weiterentwickelt und organisiert. Dadurch fand ich mein berufliches Umfeld und lernte viele Potsdamer kennen. 2009, kurz vor der Bachelorarbeit, wurde ich schwanger. Das hat mein Studierendeleben beschleunigt, plötzlich hatte ich eine Deadline. Nach der Elternzeit habe ich freiberuflich Projekte koordiniert und mit einer Freundin ein Unternehmen gegründet, das auch die Designtage Brandenburg realisiert hat. Ich mag dieses selbstbestimmte Arbeiten – trotz der Unsicherheiten und Ängste, die einen dabei begleiten. Ich bin zuversichtlich, wenn es um Projekte geht, wo gute Menschen und gute Ideen zusammen kommen.

Ich konzentriere mich auf meine Arbeit, weil sie mir Spaß macht. Es hat sich immer wieder etwas Neues ergeben, was aber nicht einfach nur Glück, sondern Resultat der vielen Aktivitäten war. Überraschend war, dass für mich einiges mit dem Muttersein leichter wurde. Das gibt mir einen festen Rahmen, der mir gut tut.



### *Ihr Tipp für junge Frauen?*

Es ist immer gut, sich auf etwas einzulassen, auch wenn man noch nicht weiß, wo es hinführt. Daraus kann viel entstehen. Traut Euch, Verantwortung zu übernehmen! Rückblickend würde ich nach dem Abitur nicht sofort ein Studium anfangen. Es ist schön, nach den festen Strukturen der Schulzeit, mal rauszukommen. Die Komfortzone zu verlassen, lohnt sich immer. Das muss nicht unbedingt ein anderes Land sein. Einfach mal die Perspektive zu wechseln, mit Leuten zu reden, mit denen man noch nie gesprochen hat, oder etwas völlig Neues zu tun, bringt einen oft weiter.



## CHRISTIANE KAISER

Christiane Kaiser, Jahrgang 1952, ist Dozentin für Statik und Prodekanin für Studium und Lehre an der Fachhochschule Potsdam. Sie wuchs in Berlin auf und studierte nach dem Abitur Bauingenieurwesen an der Technischen Universität Berlin. Danach arbeitete sie bei der AEG Telefunken in Ulm als Statikerin. Sie unterbrach ihre berufliche Laufbahn zwölf Jahre lang, um sich um ihre vier Kinder zu kümmern. 1991 unterrichtete sie Mathematik an einem Oberstufenzentrum in Berlin-Spandau, 1992 wurde sie Lehrbeauftragte an der FH Potsdam. 2005 promovierte sie an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus.

*Frau Kaiser, wollten Sie schon immer Bauingenieurin werden?*

Als Kind wollte ich zunächst Ärztin werden, später kamen noch Architektin und Lehrerin als Berufswünsche dazu. In der Schule war ich in allen Fächern gut, besonders gern mochte ich aber Mathematik. Mein Vater war Diplom-Ingenieur für Elektrotechnik, arbeitete nach dem Krieg aber als Lehrer. Ich war das fünfte Kind meiner Eltern – ein richtiger Nachkömmling. Als mein Vater starb, war ich 14 Jahre alt. Meine Berufswahl war wohl auch so eine Art Hommage an ihn. Und ich wollte unbedingt etwas anderes machen als meine vier älteren Geschwister.

*War es für Sie die richtige Entscheidung?*

Ja. In der Studienberatung hieß es: »Wollen Sie als Frau nicht lieber Architektur studieren?« Wir waren in meinem Studienjahrgang sehr wenige Frauen, aber das fand ich unproble-

matisch. Ich wollte kühne Brückentragwerke bauen, in der Welt herumkommen, an verschiedenen Orten leben, arbeiten und auch Kinder haben. Für mich war immer klar, dass ich Beruf und Familie haben möchte. Als ich nach dem Studium ein Angebot von der AEG Telefunken in Ulm bekam, sagte ich zu. Zu meiner Arbeit gehörten aber auch Projekte für die Rüstungsindustrie, was mir nicht behagte. Nach eineinhalb Jahren erwartete ich unser erstes Kind und zog zu meinem Mann nach Berlin zurück. Dann habe ich mich zwölf Jahre lang unseren vier Kindern gewidmet.

*Fiel es Ihnen schwer, beruflich zurückzustecken?*

Nein, mir ist als Mutter nie »die Decke auf den Kopf gefallen«. Heute schreibe ich in meinen Lebenslauf »1981 bis 1992: hauptberuflich Erziehung von vier Kindern«. Das Selbstbewusstsein hatte ich damals noch nicht. Ich weiß noch, dass ich verletzt und auch wütend war,

wenn mich ehemalige Kommilitonen fragten: »Arbeitest du denn?« Als ob Kindererziehung keine Arbeit wäre! Sehr wichtig war in dieser Zeit für mich die volle Wertschätzung meines Mannes.

### *Wie war der berufliche Wiedereinstieg nach zwölf Jahren?*

Ich habe nie eine Bewerbung schreiben müssen und bin in vieles reingerutscht. Zunächst habe ich als Mathematiklehrerin am OSZ Berlin-Spandau angefangen. Nach zwei Jahren fragte mich ein Bekannter aus dem Studium, der inzwischen Professor für Statik an der FH Potsdam war, ob ich eine zeitlich befristete Gastdozentur übernehmen könne. Da habe ich zugegriffen. An der FH fühlte ich mich anfangs ganz klein mit Hut. Ich traute mich kaum zu sagen, dass ich zwölf Jahre ausgesetzt hatte. Aber nach und nach wuchs mein Selbstbewusstsein. Letztlich bekam ich

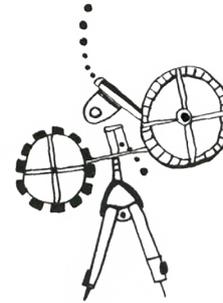
2000 eine feste Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin.

### *Was mögen Sie an Ihrem Beruf?*

Es macht mir Spaß, Studierenden etwas zu erklären und sie für Konstruktionen zu begeistern. Ich wirke gern daran mit, für Studierende organisatorisch gute Studienbedingungen zu schaffen. Außerdem baue ich gern etwas Neues auf – etwa den Masterstudiengang Bauernhaltung und das Usbekisch-Deutsche Zentrum für Architektur und Bauwesen – und bin gern mit Studierenden auf Exkursionen unterwegs. Im Rückblick bin ich mit meinen Entscheidungen sehr zufrieden, aber ich kenne auch Selbstzweifel. Bei meiner Dissertation hatte ich die öfters, aber damit lernte ich umzugehen.

### *Was raten Sie jungen Frauen?*

Vieles kann interessant sein, wenn man sich erst einmal richtig darauf einlässt. Findet heraus, welche Richtung Euch Spaß macht, denn man ist auf dem Gebiet am besten, für das das Herz schlägt. Auch wenn die Richtung stimmt, gibt es manchmal Schwierigkeiten. Da hilft es, sich selbst motivieren zu können. Bei wichtigen Entscheidungen solltet Ihr auf Euren Verstand und auf Euer Gefühl hören. Kopf und Bauch müssen sich unterhalten!





# CINDY PERSCHIED

Cindy Perscheid wurde 1988 in Potsdam geboren und wuchs in Klein Glienicke auf. Nach dem Abitur im Jahr 2007 begann sie ein Informatik-Studium am Hasso-Plattner-Institut (HPI) in Potsdam-Babelsberg und machte dort ihren Bachelor und Master. Seit 2014 ist sie am HPI wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Lehrstuhl für »Enterprise Platform and Integration Concepts«. In ihrer Freizeit tanzt die Forscherin in einer Dance Company und ist Bogenschützin. Die Babelsbergerin ist verheiratet und hat eine kleine Tochter.

### *Frau Perscheid, wie wurden Sie Informatikerin?*

Ich war eine gute Schülerin und für mich war immer klar, dass ich studieren möchte. Ich war Sechstklässlerin, als gerade die ersten Gebäude des HPI gebaut wurden. Mein Vater ist mit mir zur Baustelle gefahren, denn er hatte einen Zeitungsartikel über die beruflichen Chancen von Informatikern gelesen und wollte mir das schmackhaft machen. In der Schule habe ich dann Informatik belegt, um zu sehen, ob das etwas für mich ist. Ich fand es so interessant, dass ich gleich nach dem Abitur mit dem Studium angefangen habe.

### *Was begeistert Sie an Ihrem Beruf?*

Ich befasse mich damit, wie man große Datenmengen im Bereich der Lebenswissenschaften schnell und sinnvoll auswerten kann. DNA-Daten haben mich schon in der Schule interessiert. In meinem ersten großen Projekt wurde eine App entwickelt, die beim Aus-

bruch von Ebola hilft, Kontaktpersonen von Infizierten ausfindig zu machen und zu überwachen. Das war ein großer Erfolg und hat mich sehr motiviert. Ein Team zu betreuen, Verantwortung zu haben und zu organisieren, macht mir Spaß. Ich kann eigenständig arbeiten und mich mit spannenden Fragen beschäftigen. Außerdem komme ich viel in der Welt herum.

### *Gab es auch mal Rückschläge?*

Ja, als ich in der 12. Klasse war, haben wir am Bundeswettbewerb für Informatik teilgenommen und sollten ein Problem mit einem Algorithmus lösen. Das bekamen wir einfach nicht hin. Da habe ich mich gefragt, ob ich vielleicht einfach nicht gut genug für die Informatik bin. Aber das war nur ein kurzer Moment des Zweifelns. Im Informatikunterricht sollten wir »Roboter« in einem Labyrinth programmieren. Wenn wir den Lehrer um Hilfe riefen,

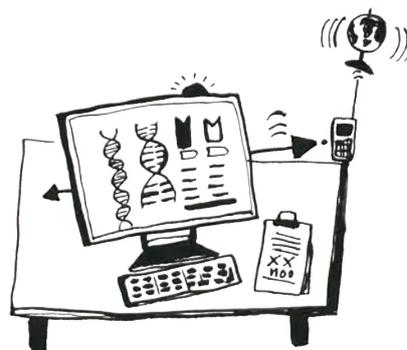
veränderte der etwas und danach war alles kaputter als vorher. Dort habe ich vor allem gelernt, Probleme selbst zu lösen.

### *Wie fühlen Sie sich als Frau in einer Männerdomäne?*

Als ich mein Studium begann, waren nur 15 von 89 Studierenden weiblich – und das war noch viel. Trotzdem fühlte ich mich damals nie in der Minderheit. Das lag wahrscheinlich an meiner festen Gruppe von Studienfreundinnen. Jetzt, im Job, ist das anders. Auf Konferenzen und in Meetings treffe ich meist wenige Frauen und manchmal wünsche ich mir von denen ein selbstbewussteres Auftreten. Als Frau bleibe ich in meinem Beruf zwar leichter in Erinnerung, aber ich muss auch aufpassen, wie ich wirke, denn ich will ja vor allem als jemand ernst genommen werden, der Ahnung hat.

### *Was raten Sie jungen Frauen?*

Es ist wichtig, keine Angst zu haben, dass man doof da steht, weil man bestimmte Sachen nicht versteht. Ich hatte eine Klassenkameradin, die sich im Informatikunterricht erst nicht traute, den Computer anzuschalten. Sie hatte Angst, etwas kaputt zu machen! Junge Frauen sollten nicht von vornherein den technischen und naturwissenschaftlichen Bereich bei der Berufswahl ausschließen. Es lohnt sich, für alles offen zu sein – egal, was andere sagen – und sich nicht entmutigen zu lassen, wenn mal etwas nicht klappt.





# CLAUDIA KRÖNKE

Claudia Krönke, geboren 1959 in Bad Elster (Sachsen), zog als Zwölfjährige mit ihrer Familie nach Potsdam-Babelsberg. Sie besuchte die Schule bis zur 10. Klasse, machte eine Ausbildung zur Krankenschwester und beschloss nach einem Jahr Arbeit im Krankenhaus, Hebamme zu werden. Ab 1982 arbeitete sie als Hebamme im Bezirkskrankenhaus Potsdam. 1995 begleitete sie erstmals eine Frau, die ihr Kind zu Hause gebären wollte. Heute leitet sie das Geburtshaus »Apfelbaum«, das sie 1998 in Babelsberg eröffnet hat. Es war damals das erste Geburtshaus in der Landeshauptstadt.

*Frau Krönke, wie haben Sie zu Ihrem Beruf gefunden?*

Als ich Schülerin war, mussten wir uns mit 15 Jahren für einen Beruf entscheiden. Eigentlich wusste ich nur, dass ich gern etwas mit Menschen machen wollte. Das mag an meinem kirchlichen Umfeld gelegen haben – mein Vater war Diakon. Ich entschied mich für den Beruf Krankenschwester, machte die Ausbildung und arbeitete ein Jahr lang in einer Klinik. Einer meiner ersten Einsätze in der Ausbildung war auf der Wochenstation und im Kreißsaal. Das hat mir gefallen und ich wollte mehr von dieser verantwortungsvollen Arbeit haben. So beschloss ich, Hebamme zu werden.

*Wie kamen Sie dann auf die Idee, ein Geburtshaus zu gründen?*

Bis 1989 war ich in einer Klinik angestellt. Das bedeutete täglich acht Stunden lang

Kreißsaal-Arbeit. Mit der politischen Wende änderten sich auch die Arbeitsfelder für Hebammen. Ich bildete mich fort, um im außerklinischen Bereich arbeiten zu können. 1995 begleitete ich dann die erste Hausgeburt. Auf der Straße sprach mich eine befreundete Frau an, der ich bei der Geburt ihres ersten Kindes geholfen hatte: »Ich bin wieder schwanger. Diesmal wird das eine Hausgeburt und Du bist meine Hebamme.« Dann habe ich zwei Jahre lang als einzige Hebamme in Potsdam und Umgebung Hausgeburten begleitet. Ich merkte, dass viele Frauen zwar in einer persönlichen Umgebung, aber nicht so gern in ihrer Wohnung entbinden wollten. Also habe ich das Geburtshaus aufgebaut, in dem Frauen in Ruhe und in Begleitung einer Hebamme ihr Kind zur Welt bringen können – ein schöner Ort, an dem sich werdende Eltern mit allen Themen, die sie beschäftigen, aufgehoben fühlen.

### *Würden Sie rückblickend irgendetwas anders machen?*

Nein. Es war alles gut wie es war, und irgendwie hat ja auch immer alles geklappt. Im Rückblick staune ich, was alles auch mit wenig Geld möglich war. Ich habe grundsätzlich Vertrauen in die Zukunft, bin aber auch keine Träumerin – das bringt einen ja nicht weiter. Die Gründung des Geburtshauses war gut geplant und kein Sprung ins kalte Wasser.



### *Was mögen Sie an Ihrem Beruf?*

Es ist ein schönes Gefühl, wenn eine Geburt »geschafft« ist und die Anspannung abfällt. Zu erleben, wie glücklich und gerührt die Eltern dann sind, ist sehr schön. Auch wenn ich werdenden Eltern in Geburtsvorbereitungskursen die Vorfreude aufs Baby vermitteln kann, ist das ein gutes Gefühl. Als Leiterin des Geburtshauses muss ich vieles organisieren und das Team koordinieren. Meine Arbeit empfinde ich nicht als Belastung, sondern als Bereicherung. Freie Zeit habe ich auch gern, aber am Montag schon das nächste Wochenende herbei zu sehnen, kann ich mir überhaupt nicht vorstellen.

### *Haben Sie Zukunftspläne?*

Ach, von mir aus kann alles schön so weiter laufen. Ich habe nicht das Gefühl, etwas Neues anfangen zu müssen. Nach der Berufstätigkeit nichts zu tun, kann ich mir nicht vorstellen.

Ich werde mir immer Aufgaben suchen, die mich ausfüllen.

*Was raten Sie jungen Frauen heute?*

Probiert nicht zu viel aus, sondern zieht auch etwas durch. Nur so bekommt man einen tieferen Einblick. Bei jeder kleinen Hürde gleich aufzugeben, bringt einen nicht weiter. Vieles lernt man auch erst durch das Leben. In Bezug auf den Hebammenberuf würde ich sagen: Lasst Euch nicht von den Nachrichten über schwierige Arbeitsbedingungen abschrecken. Wir Hebammen haben einen sehr schönen und vielseitigen Beruf.



## DOREEN MORA RUBI

Doreen Mora Rubi, 1972 in Wippra (Sachsen-Anhalt) geboren, wuchs in Berlin auf. Sie ließ sich zur Biologie-Laborantin ausbilden, machte dann die Fachhochschulreife und studierte drei Semester Biotechnologie in Berlin. Dann wechselte sie an die Fachhochschule Potsdam, um Sozialarbeit und Sozialpädagogik zu studieren. Als Sozialarbeiterin arbeitete sie mehrere Jahre in der Justizvollzugsanstalt Brandenburg-Havel und im Jugendamt des Landkreises Potsdam-Mittelmark. Seit 2014 arbeitet sie im Referat Jugendhilfe des Ministeriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg. Sie ist verwitwet und lebt mit ihren drei Kindern in Kirchmöser.

*Frau Mora Rubi, welchen Berufswunsch hatten Sie als Schülerin?*

Als Schülerin waren Biologie und Chemie immer meine Steckenpferde gewesen – das wollte ich gern studieren und im Umweltbereich arbeiten. Für das Abitur hätte ich in der DDR nach der 10. Klasse die EOS besuchen müssen und mich verpflichten müssen, Lehrerin zu werden, was ich aber nicht wollte. Also machte ich eine Ausbildung zur Biologie-Laborantin. Es kam die politische Wende. Weil ich keinen Job fand, arbeitete ich zwei Jahre als Zahnarzthelferin. Das war mir aber zu wenig selbstbestimmtes Arbeiten. Ich machte das Fachabitur und studierte Biotechnologie.

*Wieso haben Sie nach drei Semestern gewechselt?*

Ich habe mich mit meinem Studium einfach nicht wohl gefühlt. Mir fehlte das Gefühl, etwas zu machen, was etwas mit dem Leben

zu tun hat. Um meine vielen Reisen, die ich als Studentin machte, zu finanzieren, jobbte ich nebenbei in der Hauskrankenpflege. Eine Kollegin schlug mir vor, beruflich in diese Richtung zu gehen. Erst habe ich darüber gelacht, aber sie hat mir einen wichtigen Impuls gegeben und ich habe dann in Potsdam Sozialarbeit und Sozialpädagogik studiert. Es fiel mir aber schon sehr schwer, mich von meinem ursprünglichen Plan zu verabschieden.



*Wie kamen Sie auf die Idee, in einer Justizvollzugsanstalt zu arbeiten?*

Im Studium hatte ich zwei Praxissemester, eines davon absolvierte ich in der Gerichts- und Bewährungshilfe. Ich war überrascht, wie unglaublich spannend das war. Dort habe ich gelernt, nicht vorschnell zu urteilen. Mich haben die Auseinandersetzung mit den Biografien der Straffälligen und der Kontakt zu ihnen beeindruckt. In den letzten Semestern meines Studiums arbeitete ich bei einem freien Träger der Straffälligenhilfe und organisierte u. a. eine Fachtagung in diesem Bereich. Nach dem Studium wollte ich dann Kriminologie studieren. Ich hatte schon einen Studienplatz in Hamburg und bin auch dorthin umgezogen, aber dann wurde ich schwanger und sagte alles ab. Ich bekam Zwillinge, die als Frühchen zur Welt kamen. Nach der Elternzeit habe ich dann in der JVA Brandenburg als Sozialarbeiterin gearbeitet. Das inte-

ressierte mich und ich war froh, dass ich mir im Öffentlichen Dienst keine Sorgen um meinen Arbeitsplatz machen musste. Besonders gern habe ich im offenen Vollzug gearbeitet, also Strafgefangenen bei der Wiedereingliederung geholfen.

*Nach vier Jahren wechselten Sie ins Jugendamt. Warum?*

Ich hatte inzwischen meinen Mann kennen gelernt, der als Psychologe in der JVA arbeitete, und erwartete unser gemeinsames Kind. Wir fanden beide, dass mir ein neues Umfeld gut täte. Also wechselte ich nach dem Erziehungsurlaub in die Jugendhilfe. Wir kauften einen denkmalgeschützten Vier-Seiten-Hof in Kirchmöser, um unseren Kindern einen Heimathafen zu schaffen. 2013 ist mein Mann dann ganz unerwartet gestorben. Das hat alles verändert. Ich musste zu Hause präsent sein und konnte keine spontanen Termine

mehr übernehmen. Die Trennungs- und Scheidungsberatungen, die ich im Jugendamt auch machte, hielt ich wegen meiner persönlichen Situation nicht mehr aus. Deshalb strebte ich ein anderes berufliches Umfeld an. Jetzt berate ich freie und öffentliche Träger der Jugendhilfe und erteile Betriebserlaubnisse für Einrichtungen. Die Arbeit füllt mich aus, weil ich etwas bewirken kann. Das heißt aber nicht, dass ich nicht offen für etwas Neues bin. Der Mensch verändert sich. Durch seinen Tod hat mir mein Mann abermals gezeigt: »Du kannst nicht alles planen. Du musst die Dinge annehmen und nicht stetig hadern. Lebe mehr in der Gegenwart.«

### *Wie lautet Ihr Tipp zur Berufswahl?*

Macht etwas, womit Ihr Euch identifizieren könnt. Probiert Euch aus und guckt genau, wo Eure Neigungen und Stärken liegen.



## GOEDELE MATTHYSSEN

Goedele Matthyssen wurde 1968 in Löwen (Belgien) geboren. Nach dem Abitur begann sie in Belgien eine Ausbildung zur Krankenschwester, die sie ein Jahr später in Nigeria fortsetzte, wo sie fast fünf Jahre mit ihrem Mann lebte. 1991 lernte sie in Antwerpen bei einem Meister-Chocolatier. Ein Jahr später zog sie mit ihrem Mann nach Hornow in die Lausitz, wo sie gemeinsam eine Schokoladenmanufaktur aufbauten. Heute beschäftigen sie 71 Mitarbeiter. Zur Confiserie Felicitas gehören Filialen in Potsdam und Dresden sowie das SchokoladenLand in Hornow. Die Familie Bienstman-Matthyssen hat drei Kinder.

*Frau Matthyssen, war eine Schokoladenmanufaktur Ihr Kindheitstraum?*

Bei uns zu Hause gab es immer frische handgemachte Pralinen, die meine Mutter bei ihrem Lieblings-Chocolatier kaufte. Belgische Pralinen waren in meiner Kindheit selbstverständlich. Als ich mit 19 Jahren mit meinem Mann für viereinhalb Jahre nach Nigeria ging, vermissen wir dort die gute Schokolade unheimlich. Dass ich einmal selbst Schokolade herstellen würde, ahnte ich da aber noch nicht. Seit der 11. Klasse wollte ich unbedingt Hebamme werden. Eine ältere Freundin von mir arbeitete als Hebamme in Afrika – das hat mich unheimlich beeindruckt. Also begann ich nach dem Abitur eine dreijährige Ausbildung zur Krankenschwester. Das war in Belgien Voraussetzung, um Hebamme werden zu können.

*Wieso haben Sie Ihre Pläne geändert?*

Ich hatte gerade mein erstes Ausbildungsjahr zur Krankenschwester abgeschlossen, als mein Freund das Angebot bekam, in Nigeria bei einem Entwicklungshilfeprojekt mitzuarbeiten. Das hat uns beide sehr interessiert. Er sagte zu und ich kam mit. Vorher heirateten wir noch. Das war Bedingung, um gemeinsam nach Nigeria gehen zu können. Ich machte dort meine Ausbildung weiter, flog aber zu den Prüfungen nach Belgien und brachte jedes mal einen Schokoladenvorrat für uns mit. Als wir 1991 nach Europa zurückkehrten, fing ich mit der Ausbildung zur Hebamme in Antwerpen an. Nach drei Monaten merkte ich aber, dass das nicht das Richtige für mich war. Ich wollte nicht nur die Gehilfin des Gynäkologen sein. In der Nähe meiner Wohnung gab es eine Chocolatier-Schule. Dort fragte ich nach, aber das Ausbildungsjahr hatte schon begonnen.

Ich bekam dort die Adresse des Meister-Chocolatiers Goossens, bei dem ich dann lernte.

33



*Wie kamen Sie von Belgien in die Lausitz?*

Wir hatten uns schon in Nigeria überlegt, dass wir nicht nach Belgien zurück wollten. Das war uns alles zu eng. Plötzlich störte uns auch der Überfluss. Da in Deutschland die Mauer gefallen war, kamen wir auf die Idee, uns weiter östlich umzuschauen. In Nigeria lernten wir ein belgisches Ehepaar kennen, die jemanden in der Lausitz kannten. Wir fuhren dorthin und waren begeistert von der Ruhe und der Natur. Außerdem war unsere belgische Schokolade dort unbekannt. Die Geschichte unserer Schokoladenmanufaktur begann dann in einer alten LPG-Küche in Hornow, wo wir uns von Anfang an sehr wohl gefühlt haben – wie in einem Nest.

*Hatten Sie auch mal Angst, zu scheitern?*

Natürlich! Die Anfänge waren sehr mühsam und wir hatten kaum Geld. Auch heute habe ich oft noch Angst, dass es mal nicht so gut

weitergehen könnte, wie es jetzt gerade läuft. Wir haben jahrelang sehr hart gearbeitet, ohne Gewinn zu machen. Meine Eltern und meine Schwiegereltern haben uns finanziell gerettet, als wir fast pleite waren. Zum Glück, denn das war der Moment, als immer mehr Kunden kamen. Dass ich trotz allem immer durchgehalten habe, lag sicherlich auch an der Zeit in Nigeria. Es hat mich stark gemacht, dort zu leben und zu sehen, mit wie wenig die Menschen dort auskommen. Uns geht es hier doch gut: Wenn wir krank sind, können wir zum Arzt gehen. Auf der Straße brauchen wir keine Angst vor Überfällen zu haben. Ganz wichtig war auch, dass meine Eltern mir immer vertraut haben. Sie haben sich nie eingemischt und mir immer das Gefühl gegeben, dass ich das schon schaffe. Dafür bin ich sehr dankbar.

### *Was raten Sie jungen Frauen?*

Es ist gut, zu fühlen, was man will und dann nicht aufzugeben. Ich habe viele Entscheidungen aus dem Bauch heraus getroffen. Habt keine Angst, Fehler zu machen. Aus Fehlern lernt man. Diese Chance sollte jeder haben.



# GRIT POPPE

Grit Poppe wurde 1964 in Boltenhagen (Mecklenburg-Vorpommern) geboren und wuchs in Stahnsdorf bei Potsdam auf. Mit 16 Jahren machte sie eine Lehre als Sekretärin. Von 1984 bis 1988 studierte sie am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. Sie engagierte sich von 1989 bis 1992 für die Bürgerbewegung »Demokratie Jetzt«. 1989 erschien ein erster kleiner Erzählband »Der Fluch«. Es folgten Romane sowie mehrere Kinder- und Jugendbücher. Für ihren Jugendroman »Weggesperrt« erhielt sie 2010 den Gustav-Heinemann-Friedenspreis für Kinder- und Jugendbücher. Sie lebt in Potsdam und hat zwei erwachsene Kinder.

*Frau Poppe, wollten Sie schon immer Schriftstellerin werden?*

Ja. Mit acht Jahren habe ich kurze Tiergeschichten geschrieben, später Abenteuer- und Indianergeschichten. Als Zwölfjährige habe ich das als Berufswunsch geäußert. Meine Lehrer haben mir das nicht abgenommen, aber meine Mutter nahm das ernst und förderte mein Talent. Damals war ich im »Club der jüngsten Poeten« – das war ein echter Glücksfall für mich. Geleitet wurde der Club, der sich alle zwei Wochen in Babelsberg traf, von dem Autor Hans-Ulrich Klingler. Er hat uns immer ernst genommen und uns vermittelt, was Literatur überhaupt ist. Klingler las uns Hemingway und einige russische Schriftsteller vor, zwang uns aber nie etwas auf. Er brachte uns auch darauf, dass eine Geschichte nicht unbedingt ein Happy End haben muss.

*Wieso wurden Sie zuerst Sekretärin?*

Nach der zehnten Klasse hätte ich gern eine Berufsausbildung mit Abitur gemacht, um später an der Filmhochschule zu studieren. Ich hatte sehr gute Zensuren, wurde aber ohne Begründung abgelehnt. Mein Vater gehörte der oppositionellen Gruppe »Initiative für Frieden und Menschenrechte« an und Abitur war für mich als Tochter eines Staatsfeindes nicht vorgesehen. Also machte ich eine Lehre als Sekretärin bei der DEFA. Das war ziemlich langweilig, aber ich fand es ganz praktisch, das Tippen zu lernen. Nach der Lehre wurde ich dort als Springerin eingesetzt, war bei Drehs dabei und arbeitete in der Kostümabteilung.



*Wie war das für Sie?*

Ich habe mich da sehr unwohl gefühlt. Kaffeetassen abzuwaschen und Zigaretten für den Chef zu holen, war nichts für mich. Außerdem saß hinter einem Vorhang immer ein Mitarbeiter der Stasi. Das war ein beklemmendes Gefühl. Ich wechselte dann als Sekretärin zur Hochschule für Film und Fernsehen in die Dramaturgie. Die wussten, dass ich schreibe und ließen mich auch für ihre Studenten Szenarien schreiben. In der Zeit habe ich auch ein Fernstudium am Literaturinstitut in Leipzig begonnen – das ging auch ohne Abitur. Nach zwei Jahren wechselte ich ins Direktstudium. Das klappte nur, weil mich die Stasi von meinem politisch aktiven Vater entfremden wollte, den ich oft in Berlin besucht habe. Aber das habe ich erst später bei der Einsicht in meine Stasi-Akte erfahren.

*Ihr erster Band mit Erzählungen erschien nach dem Mauerfall 1989 ...*

Vorher habe ich viele Kurzgeschichten und Erzählungen geschrieben. Manche wurden in der DDR-Literaturzeitschrift »Temperamente« veröffentlicht. Obwohl meine Geschichten nicht politisch waren, wurde die Veröffentlichung von der »Der Fluch« immer wieder verschoben. Das war schon frustrierend. Eine Lektorin im Mitteldeutschen Verlag betreute mich lange Zeit mit einem Romanprojekt und sagte mir irgendwann schließlich, in meinem Text würden die »roten Punkte« fehlen. Das Manuskript war viel zu düster, um in der DDR zu erscheinen. In der Wendezeit bin ich dann kaum zum Schreiben gekommen. Bis Ende 1991 habe ich bei der Bürgerbewegung »Demokratie Jetzt« mitgearbeitet und war Landesgeschäftsführerin in Brandenburg. Ich wollte meine Vorstellungen einbringen, aber nicht in die Politik gehen.

*In Ihrem Buch »Weggesperrt« werden Jugendliche in der DDR vom Staat drangsaliert. Warum haben Sie das thematisiert?*

Bei meinen Kindern kam die DDR im Schulunterricht kaum vor. Ich wollte Jugendliche dafür interessieren, damit sie wissen, dass die DDR eine Diktatur war. Durch Gespräche mit Zeitzeugen, die im Jugendwerkhof Torgau waren, konnte ich über das schreiben, was wirklich passiert ist, lange Zeit aber Tabuthema war. Ich habe viele positive Reaktionen von Jugendlichen bekommen, die sich auf den für sie historischen Stoff eingelassen haben. Einige haben mir gesagt, dass es das erste Buch in ihrem Leben war, das sie zu Ende gelesen haben.

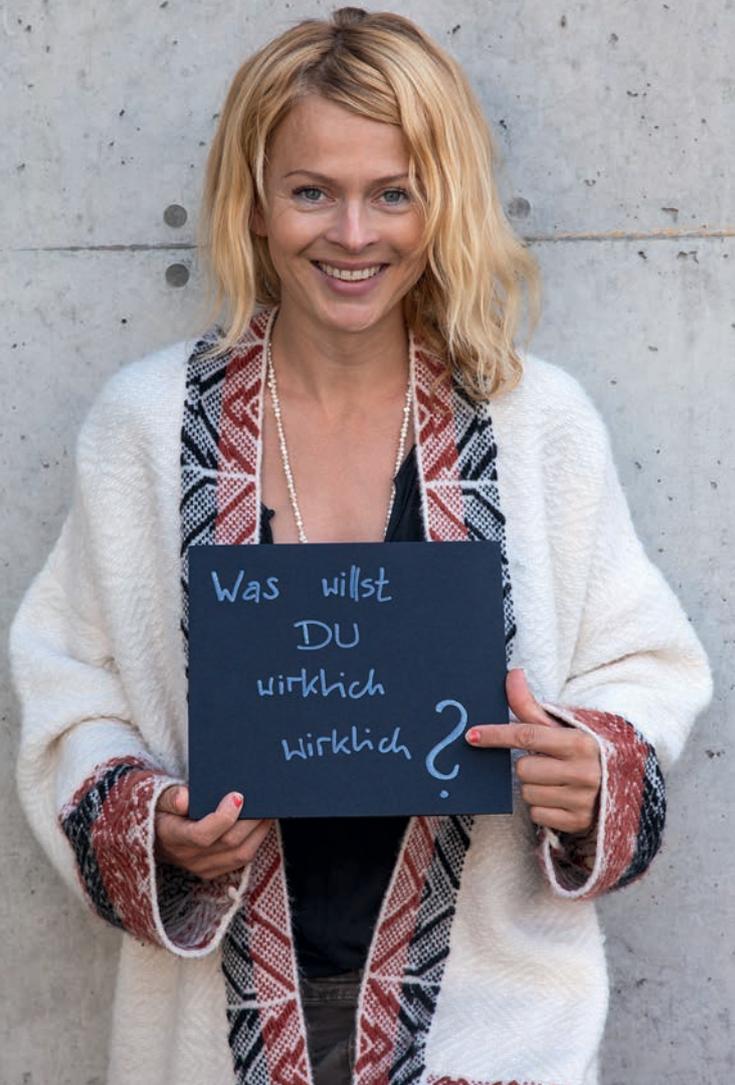
*Was mögen Sie an Ihrem Beruf?*

Das Schreiben gehört von Kindheit an zu meinem Leben dazu. Ich habe die Möglichkeit, mir meine eigene Welt zu erschaffen. Wenn ich nicht schreibe, fehlt etwas. Ich habe viele

Freiheiten, kann mir den Tag einteilen, wie ich es will, und selbst aussuchen, womit ich mich befasse. Natürlich gibt es immer mal Hochs und Tiefs. Der Literaturbetrieb ist nicht gerade einfach. Ich schreibe, weil ich Lust dazu habe und lasse mich nicht gern in eine Schublade stecken. Die Verlage möchten das aber ganz gern, weil die Bücher sich dann besser verkaufen lassen.

*Was raten Sie jungen Frauen bei der Berufswahl?*

Lasst Euch nicht verbiegen, sondern tut, was Euch liegt. Es ist wichtig, seinen Inhalten treu zu bleiben. Darauf zu gucken, womit man schnell Erfolg hat, führt nicht weit.



## ISABELL GERSCHKE

Isabell Gerschke, Jahrgang 1979, lebt in Potsdam, ist dort geboren und aufgewachsen. Mit zwölf Jahren erhielt sie ihre erste Rolle in einem TV-Film. Nach dem Abitur studierte sie drei Monate Popgesang in Los Angeles und machte eine zweijährige Bühnentanzausbildung in Berlin. Sie ist aus Fernsehfilmen und Serien bekannt (u. a. »Little Thirteen«, »Polizeiruf 110«, »Heiter bis tödlich: Akte Ex«). Die Schauspielerin ist Tanzpädagogin bei der Oxymoron Dance Company in Potsdam, singt und schreibt Songs. Sie hat zwei kleine Töchter.

*Frau Gerschke, ging auf Ihrem Weg zur Schauspielerin immer alles glatt?*

Von außen betrachtet sieht das oft müheloser aus als es war. Wir wohnten nicht weit von der DEFA entfernt und wenn Kinder benötigt wurden, haben die erst einmal im näheren Umfeld gesucht. Ich wurde schon mit zwölf Jahren auf dem Schulhof angesprochen und bekam eine Kinderrolle. Mich hat das schon neugierig gemacht, aber eigentlich wollte ich immer Tänzerin werden. Als Dreijährige habe ich mit Ballettunterricht angefangen. Ich bin dann dabei geblieben, habe nach dem Abitur eine Bühnentanzausbildung in Berlin gemacht und arbeite heute auch als Tanzpädagogin für Kinder und Jugendliche.

*Wie ging es mit der Filmkarriere weiter?*

Ich hatte mehrere kleine Rollen in Fernsehfilmen. Durch das Ballett war ich sehr diszipliniert und hatte, genau wie in der Schule, auch

beim Film den Ehrgeiz, das, was ich mache, auch wirklich gut zu machen. Ich erinnere mich an das Casting für »Unser Haus«, in dem es um Häuserrückgaben nach der Wende ging. Gesucht wurde die Tochter der »Ost-Familie«. Als ich die Rolle nach dem langen Casting schließlich bekam, bin ich heulend nach Hause gegangen, weil ich dachte: »Das schaffe ich nie!« In Filmen mitzuspielen hat mir immer Spaß gemacht, aber oft war mein Anspruch an mich zu hoch. Heute bin ich da etwas gelassener ...

*Haben Sie auch überlegt, die Schule früher zu beenden?*

Nein, die Schule hatte für mich ganz klar Priorität. Kurz vor dem Abitur habe ich noch einmal überlegt, was ich eigentlich wirklich will. Ein Musical-Studium hat mich gereizt, auch ein Psychologie-Studium kam in Frage. Ich habe schon immer gern Menschen

beobachtet und mich mit ihrem Charakter beschäftigt. Wenn man vieles kann und mag, ist es manchmal schwer, ganz klar zu sagen, was man machen will. Ich habe mich dann für die Tanzausbildung entschieden, aber auch immer wieder in Filmen mitgespielt und mich in Schauspiel-Workshops fortgebildet. Oft denkt man ja, man hat einfach Glück gehabt. In Wirklichkeit ist es das Ergebnis der eigenen Arbeit.

### *Wie gern sind Sie Schauspielerin?*

Ich mache das sehr gern, aber ich bin nicht auf die Schauspielerei fixiert. Wenn ich gerade keine Rolle habe, gebe ich eben mehr Tanzunterricht oder mache Musik. In diesem Jahr bringe ich meine erste Platte heraus! Die Freiheit von Schauspielern ist, ehrlich gesagt, eine Pseudo-Freiheit. Ich bin ganz schön abhängig davon, dass anderen meine Nase gefällt. Die soziale Absicherung ist schlecht. Es gibt auch Rollen, die mich nicht so fordern, wie ich mir das wünsche. Aber ich habe immer das Gefühl, dass sich wieder etwas Neues auftut. Ein gewisses Grundvertrauen ist in diesem Job ganz gut. Es ist auch wichtig, offen und neugierig zu bleiben. Besonders schön ist es, wenn für mich eine Rolle mit Sinn erfüllt ist, oder wenn der Film etwas thematisiert, was mir wichtig ist. Letztes Jahr habe ich die Psychologie-Idee wieder aufgegriffen und in Berlin eine Ausbildung zum systemischen Coach angefan-



gen. Ich bekomme da ein gutes Feedback und fühle, dass ich auf dem richtigen Weg bin.

*Was raten Sie jungen Frauen für die Berufsfindung?*

Lasst Euch keine Ratschläge geben! Nein, im Ernst: Hört in Euch rein. Lasst Euch nicht von anderen reinreden und nehmt Euch die Zeit, zu gucken, was Euch wirklich interessiert.

Meine Beobachtung ist: Die Menschen, die zufrieden und glücklich sind, machen beruflich meist das, was sie wirklich mögen.



# KATJA NEELS

Katja Neels, 1977 in Rostock geboren und in Lüdershagen (Vorpommern-Rügen) aufgewachsen, ließ sich nach dem Abitur zur Umweltschutztechnischen Assistentin ausbilden. Sie studierte Landschaftsnutzung und Naturschutz in Eberswalde, gründete und verwaltete dort eine Einkaufsgemeinschaft für ökologische Lebensmittel, engagierte sich für ein ökologisches Hofgemeinschaftsprojekt und arbeitete in einem Naturkostladen in Prenzlau. Seit 2011 arbeitet sie für die Bürgerstiftung Barnim Uckermark, zuletzt für ein Kinderrechte-Projekt in Schwedt. Sie lebt mit ihrem Partner und ihren drei Kindern in einem Dorf bei Prenzlau.



*Frau Neels, wissen Sie noch, was Sie als Kind werden wollten?*

Ja, zuerst wollte ich Stewardess auf einem Schiff werden. Mein Vater war Seemann und ich fand es immer ganz toll, wenn das Schiff, auf dem er arbeitete, in den Hafen einlief. Ich habe auch immer gern Post und Kaufmannsladen gespielt und wollte mit etwa zwölf Jahren Bankkauffrau werden.

*Wieso haben Sie dann Landschaftsnutzung und Naturschutz studiert?*

Das Thema Umwelt hat mich als Jugendliche immer interessiert. Ich habe oft Plakate »Rettet die Erde« oder »Rettet die Wale« gemalt, war aber in keiner Umweltgruppe oder so. Das Interesse war einfach da. Ich habe mich nach der Schule dann umgesehen und mich an mehreren Hochschulen beworben. Mit meiner Abi-Note bekam ich nicht sofort einen Platz. Deshalb überbrückte ich die Wartezeit mit einer Ausbildung zur Umweltschutztechnischen Assistentin. Das war eine Offenbarung. Naturwissenschaften haben mich in der Schule zwar interessiert, aber erst in der Ausbildung habe ich gemerkt, dass ich das auch wirklich kann. Plötzlich war ich eine »Chemie-Versteherin«! Ich merkte aber auch, dass Laborarbeit nichts für mich ist. Deshalb ging ich an die Hochschule für Nachhaltige Entwicklung in Eberswalde.

### *Was hat Ihnen das Studium gebracht?*

Ich habe viele tolle Leute kennengelernt und die Umweltbildung für mich entdeckt. Wie kriegt man Leute dazu, sich für Umwelt zu interessieren und was kann man damit erreichen? Nach dem Studium wusste ich nicht so genau, wie es weitergehen sollte. Da ich mich für Naturkost interessierte, habe ich die Foodcoop Eberswalde gegründet. Ich hatte inzwischen einen festen Partner und Kinder. Wir haben dann mit mehreren Erwachsenen und Kindern ein ökologisches Wohnprojekt in Mecklenburg aufgezogen und vieles ausprobiert. Das bedeutete auch Hofarbeit und Hartz IV, war aber in Ordnung. Als die Schule unseres ersten Kindes, eine freie Naturschule, nach Prenzlau umzog, sind wir hinterher gezogen. Ich arbeitete in einem Naturkostladen und habe mich in diesem Bereich ausgetobt, bis mich das nicht mehr ausfüllte. Dann fragte mich die Geschäftsführerin der Bürgerstiftung

Barnim Uckermark, eine Bekannte aus dem Studium, ob ich dort mitarbeiten möchte.

### *Was genau machen Sie für die Bürgerstiftung?*

Meine Arbeit ist es, Kinder dabei zu unterstützen, sich stark zu machen, ihre Meinung zu sagen und eigene Ideen zu verwirklichen. Mit einer Kollegin besuche ich Hort-Gruppen und Jugendclubs. Dort fragen wir die Kinder, was sie in ihrem Umfeld oder in ihrem Leben verändern möchten. Wir erarbeiten mit ihnen, was Kinderrechte sind, wo und wie Kinder mitbestimmen können und bestärken sie darin, aktiv zu werden.

### *Was begeistert Sie daran?*

Es ist schön, wenn aus einer chaotischen Gruppe etwas Tolles entsteht. Menschen dabei zu begleiten, etwas zu wagen, macht mir einfach Spaß. Seit einem Jahr habe ich das Gefühl, meinen Weg gefunden zu haben.

Vorher habe ich oft Zweifel gehabt. Mich in etwas komplett Neues einzuarbeiten, war sehr anstrengend. Erst nach einer Weile habe ich gemerkt, dass ich nicht alles können muss. Bald läuft unser Projekt aus, aber ich bin optimistisch, dass dann etwas Neues kommt. Ich habe große Lust auf ein Projekt in Prenzlau und würde dabei gern Geflüchtete einbinden – vielleicht unter dem Titel »Gemeinsame Sache«.

### *Ihr Tipp für Schulabgängerinnen?*

Probiert ruhig etwas aus und lasst Euch nicht unter Druck setzen – alles darf seine Zeit haben. Ich glaube, dass alles möglich ist. Ein Abschluss ist gut, aber man kann ihn auch später nachholen. Manchmal ist es gut, etwas erst zu machen, wenn man eine Idee hat.



## SABINE SCHICKETANZ

Sabine Schicketanz, Jahrgang 1977, wuchs in Berlin auf.

Die 11. Klasse verbrachte sie als Stipendiatin in den USA. Nach dem Abitur war sie zwei Monate lang Praktikantin bei den »Potsdamer Neueste Nachrichten« (PNN), besuchte dann kurzzeitig die Deutsche Journalistenschule in München, schrieb freiberuflich für mehrere Zeitungen und machte eine Ausbildung zur Redakteurin bei den PNN und dem Tagesspiegel in Berlin. Seit Sommer 2014 ist sie Chefredakteurin der PNN. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei kleinen Töchtern in Potsdam.

*Frau Schicketanz, wollten Sie schon immer Journalistin werden?*

Ja, das war schon immer mein Traumberuf. Ich habe mich schon immer gern mit Sprache befasst und sehr gern gelesen. Als ich Kind war, kam einmal pro Woche der Bücherbus und dann habe ich mich eingedeckt. In meiner Familie und in unserem Bekanntenkreis gab es keine Journalisten. Meine Mutter sagte mir irgendwann: »Werde doch Journalistin«.

*Was begeistert Sie an Ihrem Beruf?*

Die Arbeit hat für mich etwas unglaublich Sinnhaftes und Freies. Mit der Zeit habe ich gemerkt, dass mir das total wichtig ist. Inzwischen sind die Bedingungen in der Branche schwierig, aber es ist immer noch mein Traumberuf. Wir stehen oft in der Redaktion zusammen und sagen uns: »Trotz allem – wir haben den geilsten Beruf der Welt.« Ich freue mich, wenn ich eine »runde« Ausgabe in

den Händen halte, in der Themen und Optik stimmen, oder wenn es gutes Feedback unserer Leser gibt. Guter Journalismus hat eine wichtige Funktion in der Demokratie. Ich mag das Gefühl, dieser Verantwortung gerecht zu werden. In meinem Job kann ich etwas bewegen und dazu beitragen, dass sich Dinge für Menschen zum Besseren wenden. Aktuell ist das der Umgang mit Flüchtlingen. Ich gestalte gern und mag Verantwortung. Als Chefredakteurin finde ich es schön, wenn meine Vorstellungen umgesetzt werden.



*Mit 28 waren Sie Chefin der Lokalredaktion Potsdam. War das schwierig?*

Ich hatte mich bei der Deutschen Journalistenschule in München beworben und wurde ausgewählt. Wohl habe ich mich dort aber oft nicht gefühlt. Der überzogene Konkurrenzdruck und das Leben im geleckten München waren nichts für mich. Dann kam von den PNN das Angebot, ein Volontariat zu machen mit anschließender Festanstellung. Es fand ein Generationenwechsel in der Redaktion statt. Als ich dann Ressortleiterin wurde, kannten mich alle schon lange und wussten, was ich gemacht hatte. Es gab einen älteren Kollegen, der Schwierigkeiten mit mir als junger Chefin hatte, aber das war sein Problem, nicht meines. Ein anderer älterer Kollege unterstützt mich bis heute. Ich hatte nie das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden. Bevor ich Chefredakteurin wurde, habe ich das Votum der Kollegen eingeholt. Mir war

wichtig, dass das Team mich will. Als Mutter von zwei kleinen Kindern habe ich von Anfang an klar gemacht, dass ich nicht 24 Stunden täglich zur Verfügung stehen würde.

*Was sagen Sie zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie?*

Wer sagt, dass man das alles lässig schaffen kann, lügt. Der Buchtitel »Geht alles gar nicht« trifft es schon eher. Als ich den Posten als Chefredakteurin angeboten bekam, war mein zweites Kind gerade sechs Monate alt. Ich habe mich sehr schwer mit der Entscheidung getan. Ich versuche, verlässliche Zeiten für Arbeit und Familie hinzukriegen. Mein Mann unterstützt das und genießt es, Zeit mit den Kindern zu verbringen. Außerdem haben wir zwei Omas, die ganz viel machen, sonst könnte ich das nicht. Ich möchte präsent sein, meinen Kindern Vorbild sein. Wie soll Erziehung funktionieren, wenn man nie da ist? Wir sind

ganz nah an meinen Arbeitsplatz gezogen, sodass ich an langen Tagen zum Abendessen nach Hause gehen kann und weiterarbeite, wenn die Kinder im Bett sind.

*Haben Sie einen Tipp für Schulabgängerinnen?*

Der Beruf ist eine schöne Möglichkeit, sich zu entfalten. Wappnet Euch deshalb größtmöglich, indem Ihr ganz viel Wissen in Euch »reinstopft«. Dann habt Ihr die größte Wahlfreiheit. Nutzt Eure Freiheiten, solange Ihr jung und ungebunden seid. Und versucht, mehr als nur den Augenblick zu sehen. Dazu gehört die Frage, was einem wohl auch in 20 Jahren noch Spaß macht. Ich persönlich bedaure es manchmal schon, dass ich nicht studiert habe. Jetzt habe ich dafür einfach keine Zeit mehr.



## UTA LEICHSENRING

Uta Leichsenring wurde 1950 in Sachsen geboren und wuchs in Wilhelmshorst auf. Nach der Schule lernte und arbeitete sie im Rechenzentrum der DDR in Potsdam und studierte Ökonomie. Ab Oktober 1990 leitete sie die Außenstelle Potsdam der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen. 1991 bis 2002 war sie Polizeipräsidentin in Eberswalde. 2005 bis 2014 leitete sie die Außenstelle Halle der Stasiunterlagen-Behörde. Sie ist im Beirat für Demokratie und Toleranz beim Bundesinnenministerium und Vorsitzende der Bürgerstiftung Barnim Uckermark. Sie lebt mit ihrem Mann im Landkreis Barnim und hat zwei erwachsene Söhne.

*Frau Leichsenring, wollten Sie schon als Kind bei der Polizei arbeiten?*

Geradlinig ist bei mir eigentlich nichts verlaufen: Als Kind wollte ich Journalistin werden. Später, nach der Schule, wollte ich erst eine Ausbildung zur Rundfunkassistentin machen, sagte aber ab, als ich erfuhr, dass ich dafür in ein Internat gehen sollte. Ich fing dann eine Lehre als Milchindustrielaborantin in Ludwigsfelde an. Als einziger Lehrling fühlte ich mich dort ziemlich verloren und war todunglücklich. Dann kam die Rettung: Eine Freundin machte eine Ausbildung zur Facharbeiterin für Datenverarbeitung. In ihrer Lehrgruppe war noch ein Platz frei und den bekam ich. Sport- und Mathelehrerin wäre ich übrigens auch gern geworden, aber diese Kombination war damals gerade nicht möglich.



*Waren Sie mit Ihrem Beruf zufrieden?*

Ja, ich habe bis 1985 im Rechenzentrum der DDR in Potsdam gearbeitet. Dort waren die staatlichen Finanzorgane zusammengefasst. Das hat mich interessiert. Ich musste aber auch ganz einfach Geld verdienen. 1966 lernte ich meinen Mann kennen, ein Jahr später kam unser erster Sohn zur Welt, ein weiteres Jahr später haben wir geheiratet. Da war ich erst 18 Jahre alt. Das war alles sehr früh, aber ich habe es ja so gewollt. Parallel zu meiner Arbeit im Rechenzentrum habe ich noch ein Fernstudi-

um in Ökonomie mit der Fachrichtung Organisation und Datenverarbeitung absolviert. Ich konnte mir aber nie vorstellen, jahrzehntelang immer dasselbe zumachen. Deshalb habe ich 1986 in einem Potsdamer Ingenieurbüro angefangen. Auch dort war ich für die Datenverarbeitung verantwortlich.

*Nach dem Mauerfall halfen Sie bei der Auflösung der Staatssicherheit mit ...*

53 Es war meine tiefe Überzeugung, dass die Stasi transparent und öffentlich aufgelöst werden musste. Ich arbeitete bei der Potsdamer Bürgerinitiative »Arbeitsgemeinschaft für Umweltschutz und Stadtgestaltung« mit, die mich Ende 1989 in die Kommission zur Auflösung der Staatssicherheit entsandte. Meine Arbeit fand ich gesellschaftlich und politisch enorm wichtig, aber diese Erkenntnis war bei mir erst im Laufe der Jahre gereift. Es gab mehrere Schlüsselerlebnisse. Eines davon waren die

Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1973 in Ost-Berlin: Die DDR gab sich weltoffen, war es aber nicht. Die Welt kam zu uns, aber wir durften nicht hinaus. Auch die militärische Art der Organisation für die Jugendlichen aus der DDR fand ich schrecklich. In den 80er Jahren wurde mein Ohnmachtsgefühl immer stärker. Anspruch und Wirklichkeit lagen in der DDR sehr weit auseinander.

*Warum wurden Sie 1991 Polizeipräsidentin?*

Der damalige Innenminister Brandenburgs kannte mich durch meine Arbeit als Leiterin der Außenstelle Potsdam des Bundesbeauftragten für die Unterlagen der Staatssicherheit der ehemaligen DDR. Er fragte mich, ob ich das Polizeipräsidium Eberswalde aufbauen und leiten wolle. Das hat mich gereizt, denn ich war der Überzeugung, dass die Polizei eine offene und demokratische Bürgerpolizei werden musste. Ich wollte dazu beitragen, der

Bevölkerung zu zeigen, dass die Veränderung ernst gemeint war. Diese Aufgabe fand ich sehr anspruchsvoll, denn die Polizei war durch den politischen Wandel von innen hochgradig verunsichert und wurde von der Bevölkerung zunehmend angefeindet. Als Polizeipräsidentin erlebte ich erstmals, wie Rechtsextreme versuchten, im ländlichen Raum Fuß zu fassen. Wir sollten den Rechtsextremismus bekämpfen und mussten gleichzeitig deren Versammlungsrecht durchsetzen – das fand ich schwierig. Schon damals habe ich mich auch zivilgesellschaftlich gegen Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit eingesetzt.

### *Ihr Tipp für junge Frauen?*

Habt keine Angst vor Verantwortung und Führungspositionen. Wenn sich Möglichkeiten ergeben, beruflich weiterzukommen, greift zu. Ich habe immer das gemacht, was ich wirklich wollte und was mich besonders

interessierte. Um Entscheidungen zu treffen, ist es gut, zu wissen, was man gut kann, aber auch, was man nicht kann und nicht will.



# UTA PANNWITZ

Uta Pannwitz, Jahrgang 1962, geboren und aufgewachsen in Oschatz (Sachsen), studierte nach dem Abitur Medizin in Magdeburg und Dresden. Noch während des Studiums heiratete sie und bekam zwei Kinder. 1987 zog sie mit ihrer Familie nach Brandenburg. Seit 1997 lebt Pannwitz in Templin (Uckermark), wo sie nach 14 Jahren Arbeit als Ärztin für Innere Medizin im Krankenhaus eine eigene Praxis eröffnet hat. Die Hausärztin liebt die Natur, entspannt beim Kochen und Bogenschießen und machte mit Mitte 40 ihren Motorradführerschein.

*Frau Pannwitz, wann war für sie klar, dass Sie Ärztin werden wollten?*

Als Kind hatte ich zunächst viele Berufswünsche, aber als ich sechs Jahre alt war, starb meine Großmutter an Krebs. Sie hat sehr gelitten und ich habe nicht verstanden, dass man ihr nicht helfen konnte. Seitdem hatte ich den Wunsch, Ärztin zu werden. Ich wollte unbedingt anderen Menschen helfen. Das will ich noch heute.

*Hausärztin in einer strukturschwachen Region zu sein – war das schon immer Ihr Traum?*

Nein, das hat sich mit der Zeit so ergeben. Anfangs wollte ich Kinderärztin werden. Mein erstes praktisches Jahr war auf einer Intensivstation. Da wurde mir gesagt, ich sei viel zu weich für die Pädiatrie und das stimmte auch. Ich habe mich auch sehr für die Gynäkologie interessiert, aber noch vor Beginn der Facharztausbildung war mir klar, dass die

ständige Rufbereitschaft als Gynäkologin meiner Familie nicht gut tun würde. Wir hatten zwei kleine Kinder und mein Mann musste als NVA-Offizier jederzeit verfügbar sein. Ich entschied mich deshalb für die Fachrichtung Innere Medizin. Ältere Kollegen hatten mir dazu geraten. Dann kamen viele spannende Arbeitsjahre in der Klinik. Besonders zu DDR-Zeiten war das Miteinander sehr kollegial und die Patienten waren dankbar für Hilfe.

*Warum haben Sie sich dann als Hausärztin niedergelassen?*

2001 wurde ich Oberärztin. Gleichzeitig wurde die Innere Abteilung ausgelagert, sodass Diagnostik und Behandlung an zwei verschiedenen Standorten stattfanden. Das war unglaublich anstrengend und ich war regelrecht ausgelaugt. Meine Kinder habe ich wegen der langen Schichten nur selten gesehen und ich hatte das Gefühl, ganz viel

von ihnen zu verpassen. Die vielen Dienste haben mich kaputt gemacht. Als ich 2003 bei einem Treffen meiner alten Seminargruppe war, hatten sich 14 meiner 18 Kommilitonen niedergelassen. Das hat mich darin bestärkt, noch einmal neu durchzustarten und ich stellte einen Antrag auf Niederlassung. Dennoch möchte ich die Jahre im Krankenhaus nicht missen. Ich habe da sehr viel Input und Know-how bekommen.

57

### *Was mögen Sie an Ihrem Beruf?*

Ich freue mich, wenn Patienten zur mir kommen und mir sagen, dass es ihnen wieder richtig gut geht. Als Landärztin habe ich nicht so viel Konkurrenzdruck und komme viel näher an die Patienten heran als in einer Großstadt. Es ist alles sehr familiär, nicht so anonym – das mag ich. Mehr als die Hälfte meiner Patienten sind jenseits der 60. Viele haben einen großen Redebedarf. Ich bin ein sensibler

Mensch und frage mich oft, ob ich richtig mit den Patienten umgehe. Es ist ein schönes Gefühl, wenn die Patienten sagen: »Bleiben Sie gesund. Wir brauchen Sie noch.«

### *Was raten Sie jungen Frauen auf dem Weg ins Berufsleben?*

Es wird einem nichts geschenkt. Wenn man etwas erreichen will, muss man auch offensiv sein. Um in der Medizin arbeiten zu können, muss man ein Menschenfreund sein und sich das Menschliche bewahren.





Dank

Mein Dank gilt allen Beteiligten, die zum Gelingen der Ausstellung und des dazugehörigen Kataloges »Kreuz und Quer – Lebenswege von Frauen in Brandenburg« beigetragen haben. Mein besonderer Dank gilt den Frauen, die sich für dieses Projekt fotografieren und interviewen ließen. Hierzu gehört eine große Portion Mut, denn für die meisten von ihnen ist es ungewohnt, sich so zu präsentieren.

Des Weiteren danke ich den vielen engagierten Frauen, die mir viele interessante Vorschläge machten, welche Frauen für die Ausstellung porträtiert werden könnten. Hierzu gehört unbedingt Katharina Violet, die das Projekt in ihrer Funktion als stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte der Fachhochschule Potsdam beraten hat.

Mit viel Engagement waren Paula Breithaupt und Maren Herbst beteiligt. Beide

haben mit ihrer Professionalität und ihrer Kreativität die Umsetzung meiner Idee in dieser Qualität erst möglich gemacht. Ebenso die Kolleginnen und Kollegen von der FH Potsdam, die das Projekt im Hintergrund unterstützt haben. Ein großer Dank geht an das Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Frauen und Familie (MASGF), welches diese Ausstellung aus Mitteln des Gleichstellungspolitischen Rahmenprogramms für das Land Brandenburg förderte.



Andrea Schmidt

Professorin für pädagogische Handlungskonzepte an der Fachhochschule Potsdam

# IMPRESSUM

Publikation anlässlich der Ausstellung »Kreuz & Quer – Lebenswege von Frauen in Brandenburg«

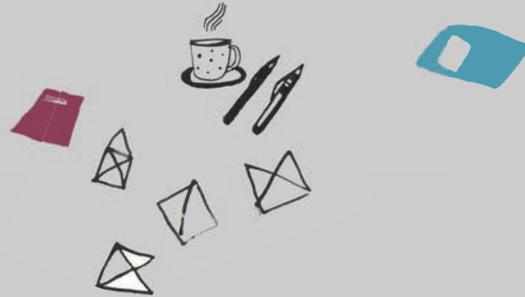
© 2016

Herausgeber	Fachhochschule Potsdam
Verantwortlich	Prof. Dr. Andrea Schmidt (V.i.S.d.P.)
Idee/inhaltliches Konzept	Maren Herbst, Andrea Schmidt
Interviews	Maren Herbst
Ausstellungskonzept	Paula Breithaupt
Fotografie	Paula Breithaupt
Gestaltung/Satz	Paula Breithaupt
Cover/Illustrationen	Kathlen Pieritz
Druck	LASERLINE Druckzentrum Berlin KG
Kontakt	FH Potsdam, Kiepenheuerallee 5, 14469 Potsdam

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Herausgebers und der Autorinnen unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

ISBN 978-3-934329-80-5





FHP:-)

  
LAND  
BRANDENBURG  
Ministerium für Arbeit,  
Soziales, Gesundheit,  
Frauen und Familie